

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

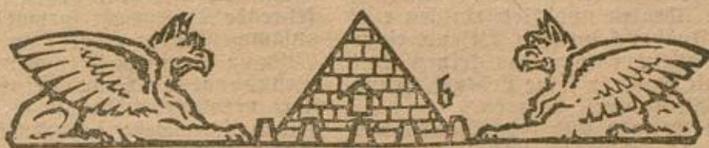
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

24.1.1926 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 4



24. Jan. 1926

Hans Kinkel / Kriecks „Menschenformung“.

„Jede Kulturperiode ist ein Erziehungsprozess, der aus dem primitiven Menschen den Kulturmenschen formt.“

In seinem Buch „Philosophie der Erziehung“ das heute als grundlegend allgemein anerkannt wird, hat Krieck die Pädagogik von der Enge der Schulstube zur Weltweite hingeführt, indem er Erziehungslehre als Technologie überwand und den Vorgang der Erziehung als ein universes Phänomen aufdeckte das überall stattfindet, „wo lebendige Wesen nebeneinander, miteinander die Raumzeiten und Zeiträume erfüllen.“ (Ziegler.) Neben dieses Werk tritt nun ein neues: „Menschenformung“ (Verlag Quelle & Meyer). Beide Werke verhalten sich zueinander wie grundlegende Idee zu ihrer Ausführung und Anwendung. Das ungeheure Schwierige dabei war, eine Anzahl der verschiedensten Wissenschaften zu beherrschen. Der Philosoph und Erzieher mußte Historiker werden, er mußte in allen Kulturkreisen bewandert sein, von China und Indien bis Mexiko und Peru, von den ägyptischen Dynastien bis zur neuesten Geschichte, er mußte Ethnograph sein und Volklorist, Soziologe und Sprachwissenschaftler, die Mythen und Religionen der asiatischen Völker, die Lehre des Konfuzius und Laoise, die des Buddha, wie die der semitischen Völker ebenso kennen wie die Riten und Bräuche der Wilden in Afrika oder die Sitten und Lehren des europäischen Kulturkreises von den Griechen bis auf unsere Tage. Die Systeme der Wirtschaft müssen ihm ebenso vertraut sein wie die staatlichen Einrichtungen, wie sie hundertfältig in die Erscheinung getreten sind, kurz ein ungeheures Material war zu bewältigen — es ist erstaunlich, was Krieck hier leistet — und einzuordnen in jene Gesichtspunkte, durch die es in neue Beleuchtung und neue Zusammenhänge gerückt wird. Es ist in seinen Ausmaßen, wenn auch in anderen Zusammenhängen, ein ähnliches Unterfangen, wie Spenglers philosophischer Weltdeutungsversuch, wenn Krieck hier das Urphänomen der typenbildenden Erziehungslehre als geschichtsbildend in der Menschenformung darzustellen unternimmt. Die einzelnen Wissenschaften, wie sie oben nur andeutungsweise skizziert sind, geben ihm das Material, das er nutzt. Wenn er dabei diese Wissenschaften auch nicht materiell zu fördern vermag, so kann er ihnen seinen Dank zurückerstaten, indem er durch Erschließung neuer Blickpunkte den Forscherergebnissen neue Blickfelder eröffnet, die wiederum neu befruchtend auf die einzelnen Wissenszweige wirken können. Inwiefern Kriecks Werk dazu imstande ist, und wie sein Verhältnis zur Fachforschung im einzelnen zu beurteilen ist, kann hier nicht überblickt werden und wird Gegenstand der Fachkritik sein müssen, die hier einzusetzen hat.

Hier gilt es nur, die Grundidee des Werkes herauszustellen. Der Mensch wird immer erst Typus sein, bevor er Persönlichkeit wird“ (Philosophie der Erziehung). In diesem Sinn wird die Bedeutung des Typus in der Menschenformung in den Vordergrund gestellt (mittelalterlich ausgedrückt, die realistische Betrachtung an Stelle der nominalistischen gesetzt, Plato kontra Aristoteles). Hier geht Krieck ohne Zweifel parallel mit ähnlichen Zeitströmungen, wenn etwa Spranger und die von ihm abhängige Schule die Grundtypen in den einzelnen Phasen der menschlichen Entwicklung herauszuarbeiten versuchen, oder wenn Ziegler in seinem

Buch „Das Heilige Reich der Deutschen“, in den Kapiteln „Klassik und Morphologie“ und „Idee und Klassik“ Goethes Entwicklungslehre und seine letzte und tiefste Erkenntnis aus der platonischen Lehre des Eidos heraus versteht, wenn der Erkennende hinter und über der kinetisch-empirischen Gegenständlichkeit des wahrnehmbaren Wirklichen die eideische Gegenständlichkeit des geistig Gesichteten ins Auge faßt. „Was werden soll, muß irgendwie sein, damit es werde, und dieses Sein im Werden, Sein des Werdens sucht Goethe mit dem Begriff des Typus zu treffen.“ Ähnlich stellt Krieck sich seine Aufgabe, wenn ihm „das Eine in der Vielheit zu erkennen, das Allgemeine in der Besonderung zu schauen, Gesetzmäßigkeiten und Grundtypen festzustellen“ der letzte Sinn der vergleichenden Wissenschaften ist.

Da er nun „das Werden der geschichtlichen Menschentypen im Zusammenhang mit der Entwicklung der Lebensordnungen und der objektiven Werte“ als Gegenstand der historischen Erziehungswissenschaft bezeichnet, die innere Bildung eines geschichtlichen Menschentyps als in Wechselwirkung mit der Form seines Lebenskreises stehend darstellt, so ist seine Aufgabe, die typenzüchtende Funktion der Lebensformen zu erkennen. Ob dabei die Form der Menschen, oder der Mensch die Form — um ein Beispiel herauszuzerissen — das Kloster den Mönch, oder der Mönch das Kloster schafft, ist nicht das Wesentliche, sondern es gilt zu zeigen, wie beides in dauernder Wechselwirkung zueinander steht. Jedes große Lebensideal kann zu einem typenbildenden Prinzip werden und in seinem Bereich als Ausleseprinzip und Zuchtform wirken. Ziel der Forschung ist die Herausarbeitung allgemeingültiger Grundformen und Gesetze der Typenzucht. Solche Urformen sind aber nicht mehr als Urformen auf einen zeitlichen Ursprung zurückzuführen sondern sie sind als immerwährende Urfunktionen aufzufassen, wie jedes wahre Urwesen zeitlich und räumlich nicht mehr lokalisierbar, weil sie uns überall entgegen treten, wo aus Zeugung Gestalt wird. So durchlaufen wir die sozialen Elementarformen, wie sie uns in den Gebietskörperschaften, den Geschlechtsverbänden, den Männerbänden, den Altersklassen, dem Sozialorganismus und dem Staat entgegen treten. Die einzelnen Typen formenden Gemeinschaften sind teils vertikal geschichtet, teils in die Breite angegliedert, teils laufen sie parallel, teils überschneiden sie sich, wodurch die verschiedensten Variationen entstehen. Der Typenwechsel mit dem Wechsel in Wertsystemen und Sozialordnungen macht den Inhalt der Geschichte aus, und da niemals ein Einzelmensch Glied nur einer einzelnen Organisation ist und hier alle denkbaren Überschneidungen möglich sind, ohne die Einheit des Einzelnen aufzuheben, der sonst typifizierenden Bildungsmächten unterworfen ist, als er Organisationen treibend welcher Art angehört, so ergibt sich daraus schon die ungeheure Mannigfaltigkeit der historisch verwirklichten Gebilde. Wenn man aber die Fäden des bunten Teppichs entwirrt, so lernt man verstehen, wie oft Verschiedenes aus dem gleichen Stoffe stammt und innerlich zusammenhängt. Dabei werden die einzelnen Organisationen auf die Kraft ihrer erzieherischen Wirkung hin geprüft, wobei die stärkste Wirkung stets in diejenigen Lebensformen fällt, welche den Lebensschwerpunkt in sich tragen und darum über die Typenbildung entscheiden, wobei der Wille und selbst über die Naturbedingungen in letzter Instanz

entscheidet. Wo Bewegungs- und Wahlfreiheit herrschen, wird objektive Zucht geschwächt, wenn nicht vernichtet, nur festgefugte, geschlossene Ordnungen können hohe Typen züchten. Der stärkste Typenzüchter ist der Staat. Eine wirkungsvolle Staatszucht kann nur der Staat selbst vollbringen durch das Wort seines Staatsmannes, wobei am römischen Beispiel etwa gezeigt wird, wie Fähigkeit unter Umständen Genialität zu ersehen vermag, wie bis zu einem gewissen Grad Zucht an Stelle von Begabung treten kann, während Begabung ohne Zucht leicht fruchtlos bleibt.

Nun sind bei aller Einmaligkeit der individuellen historischen Gebilde in den Sozialgebilden immer die gleichen Grundfunktionen menschlicher Natur tätig wie Sprache, Wirtschaft, Technik, Sitte, Recht, Herrschaft, Erziehung, Religion, Kunst, und es ist ausschlaggebend für die innere Struktur einer Gesellschaft und ihr Wirken, welche dieser Funktionen und Formen zielgebend und bestimmend in den Vordergrund treten. So entsteht durch die Verteilung in Sozialalieder und Tätigkeitsbereiche eine höchst eigenartige Verschlingung erzieherischer Wirkungen; es findet ein immerwährender Kampf der Stände um den ersten Platz statt und um das Recht, das Zucht des Gesamttyps nach den erzieherischen Werten gestalten zu dürfen. Jedenfalls muß aber jedes nach geltenden Werten normierte Handeln als sittlich und rechtmäßig unter den Schutz der Gemeinshaft gestellt werden, und Sitte und Recht müssen das Fundament jeglicher Staatsordnung sein. Besonders herausgehoben wird weiterhin die typenbildende Wirkung der Grundfunktionen an den Beispielen von Religion und Technik. „Jedes Volk hat genau die Technik, die seiner inneren Haltung, seinen Idealen und Bedürfnissen entspricht, und Technik ist wie Kunst Ausdruck inneren Wesens, einer typischen geistigen Haltung. Ein Menschentum, das seinen Stil der inneren Haltung besitzt, wird nie Zucht in seine Lebensführung und Stil in seine technisch bewältigte Umwelt bringen.“

Indem schließlich zu den Sozialformen und Grundfunktionen als sie bestimmend das System der Werte tritt, wie sie in den einzelnen Typengruppen ausgebildet werden (z. B. kriegerische und politische, priesterliche und lehrhafte, wirtschaftliche und technische Typengruppen), so entsteht aus dem Zusammenwirken dieser drei Faktoren die Norm, die sich über das Handeln, das Erkennen, das Fühlen, den Sinnesgebrauch, die Begriffsbildung, die Wertung und die Weltanschauung der Gemeinschaftslieder erstreckt.

Neben dem grundsätzlichen I. Teil gibt ein II. Teil einen Überblick über einzelne geschichtliche Typen und ihre Zuchtformen. So wird z. B. an dem Epheben, dem Typ des jungen Mäheners, gezeigt, wie zwischen Klasse und Landschaft als natürliche Grundlage einerseits und bewußter Schulbildung und rationalistischer Erziehung andererseits eine mittlere Schicht erzieherischer Funktionen wirksam und für die Typenzucht grundlegend ist, eine Schicht, die aus den objektiven Lebensordnungen besteht und hervorgegangen ist aus dem Kräftepiel der Geschlechter. Nur ein geringer Teil der Gesamtbildung und der Typenzucht geht überhaupt auf bewußte und planmäßige Erziehung zurück, ist Ergebnis zweck-

hafter Erziehung und rationaler Ueberlegung. Es folgen weiter zum Teil glänzend geschilderte Beispiele wie: der römische Bürger und der Staat, der Brahmane und die Kaste, der Mandarin und die chinesische Bildungs-konstitution, der Beduine und die Sippe, der germanische Krieger und die Gefolgschaft, der katholische Mönch und das Kloster, der mittelalterliche Handwerker und die Zunft, an denen Kried die Parallelität und das Wechselverhältnis zwischen Zuchtsystem und innerer Gliederung des Menschentyps herauszufinden sucht. Nicht naturalistisch wie etwa bei Taine wird der Charakter einer Kultur aus Milieu und Bodenbeschaffenheit (Klima) heraus abgeleitet, sondern es wird gezeigt, wie die Naturbedingungen nur der Rahmen sind, innerhalb dessen ein Menschentum sich entfaltet. So ist z. B. bei den Arabern das Gesetz des Blutes und des Geschlechtes nicht ein Erzeugnis der Wüste, sondern der Versuch des Menschentums, sich als Macht über die Naturbedingungen zu erheben. (Vergl. die Einseitigkeit einer im wesentlichen geographisch fundierten Geschichtsbetrachtung!) Die Einheitlichkeit einer Kultur sucht Kried in ihren verschiedensten Erscheinungsformen nicht so zu erkennen, daß er eine Erscheinung aus einer anderen ableitet, sondern er sucht diese Einheitlichkeit aus letzten Grundfunktionen des menschlichen Seins zu verstehen, die den einzelnen Erscheinungen zugrunde liegen, die hinter ihnen sind und sie bedingen. So treibt Kried in diesem scheinbar rein empirischen Werk im Kantischen Sinne „immanente“ Metaphysik und erweist sich auch hier in erster Linie als Philosoph. So kann er auch in seinem abschließenden Kapitel zu zusammenfassenden Normen kommen, in denen die geschichtlich, empirisch immer wiederkehrende Typenzucht formal gefaßt wird. So können wir zusammenfassen: „Der Typ bedeutet Gleichförmigkeit der inneren Bildung in einem Menschenkreis; Gleichartigkeit der Haltung, der Gesinnung, der Bewußtseinskreise und der Funktionen. Aber der Typ vernichtet nicht die Gegensätze der Individualität innerhalb seines Bereiches; er ordnet sie nur einer höheren Einheit ein. Individualität ist naturgegeben, schicksalhaft; der Typus ist Ergebnis der Dynamik, des Kräfteausgleiches, der züchtenden Herrschaft, die allem Leben in ihrem Bereich ihr Gepräge ausdrückt.“

So wird der Wert, den einst Geschlechtes auch für uns heute noch zu besitzen vermag, erkannt. Ob dieses Geschlechtes in fernem Erdteilen vor sich geht oder in längst vergangenen Jahrhunderten, es ist unsere Angelegenheit. So kann Kried schließen: „Was der Mensch ist, nicht was er hat, macht seinen Wert, und sein Rang entscheidet sich mit dem, was von ihm ausgeht, nicht an dem, was in ihn eingeht. Mit der Form verfallt die Einheit und der Wert; das Dasein wird sinnlos. Wie ein Totenschädel bleckt die Sinnlosigkeit und Verödung aus dem Kulturbetrieb. Um der Verzweiflung zu entgehen, taumelt dieses Menschentum in die Verbannung mit Tamam, Spettafel und Lieberlichkeit. Daran führt ein einziger Weg nach oben: die Zucht.“

Freilich ist Zucht nie aus Reflexion hervorgegangen, aber zu einem kann die Erkenntnis verhelfen: „zum bösen Gewissen im Untergang, zum Ferreihen des Schleiers, der die eigene Schuld verdeckt. Die Wahrheit soll uns frei machen.“

Joh. Karl Kempf / Gustav Eyth. Ein Schwarzwälder Volksdichter.*)

Gottfried Gustav Eyth, der von seinem 27. Lebensjahre an in dem Kinzigstädtchen Schiltach weilte, ist am 18. November 1818 zu Freudenstadt in Württemberg geboren. Sein Vater, Johann Gottfried Eyth, geboren am 21. Januar 1782, seit 22. August 1808 mit Justine Friederike, geborene Hänsler, verheiratet, war Gastwirt auf dem „Rebstock“ in Freudenstadt.

Im Jahre 1820 siedelte die Familie nach Seeburg über. Von den fünf Kindern Johann Gottfried Eyth's, die alle in Freudenstadt ins Dasein traten, war Gustav der Jüngste. Die drei Brüder Karl Friedrich, Christian Friedrich und Ernst Eduard starben früh.

Ein entfernter Verwandter war der 1809 in Heilbronn geborene und 1884 in Neuulm gestorbene Ephorus Eduard Eyth. Dieser gelehrte Vetter ermunterte den jungen Gustav Eyth, sich auf eine Prüfung für den Landesdienst vorzubereiten. Doch die Verhältnisse gestatteten dies nicht, sondern der Knabe kam nach Lüdingen zu einem Buchbinder in die Lehre. Als Geselle durchwanderte er dann einen großen Teil Norddeutschlands, und 1845 ließ er sich als Meister in dem badischen Kinzigstädtchen Schiltach nieder. Hier gründete Eyth seinen Hausstand mit einer Schwester des badischen Oberbaurats Leonhard in Karlsruhe. Bereits 1879 starb dem Meister seine Frau.

Eyth war ein tüchtiger Geschäftsmann und sein Handwerk brachte ihn vorwärts und in Ansehen. Im geselligen und öffentlichen Leben von Schiltach und der Nachbarschaft spielte er eine hervorragende Rolle. Der viel gewanderte und belebte Mann wurde der geistige Berater des unterhaltungsbedürftigen Volkes, und es gelang seinen Bemühungen, gute Zeitschriften und Bücher selbst in den entlegensten Talorten und auf einsamen Bauernhöfen zu verbreiten.

*) Vgl. Schriften: „Sieben Schwaben“, Sonderabdruck des „Wenzers“, Freudenstadt i. B. 1918. Mit Genehmigung der Erben des Verfassers Aug. Sulder Vertriebenes daraus verwendet.

Im Jahre 1878 wurde Gustav Eyth Ratsschreiber der Kirchengemeinde Lehengericht in Schiltach. Dieses Amt verband ihn noch inniger mit der Bevölkerung, auf deren Wohl er stets bedacht war. Für sich selbst fühlte er das lebhafteste Bedürfnis geistigen Lebens. Mit Ernst Keil, dem Gründer und Leiter der Zeitschrift „Gartentaube“, stand er in lebhaftem Verkehr. Ein Brief Eyth's an Keil ward als Ausdruck dialektischer Sprache und süddeutscher Naivität in der Zeitschrift „Europa“ 1877, Nr. 16, veröffentlicht. Auch mit dem Volkschriftsteller Berthold Auerbach stand er in regem Briefwechsel. Ein eingetretenes Herzleiden hemmte die Arbeit des waderen Mannes Gustav Eyth und der Tod erlöste ihn davon am 8. Februar 1889 in seiner zweiten Heimat Schiltach. Er hinterließ fünf Kinder. Von den Söhnen war Gustav, geb. 1849, zuletzt bei Ernst Keil in Leipzig tätig; Heinrich, geb. 1851, wurde Zeichenlehrer, später Zeicheninspektor für die badischen Volksschulen, ist 1925 in Karlsruhe gestorben. Er hat sich als Verfasser von Unterrichtswerken bekannt gemacht. Ein dritter Sohn, Karl, geb. 1856, wirkte zuletzt als Professor an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe und lebt noch da selbst als vorreißlicher Maler. Vater Eyth hat sich schon frühe in mündertlicher Dichtung versucht. Durch sein Guldigunnslied auf den neugeborenen Erbprinzen Friedrich von Baden wurde er mehr bekannt. Das Gedicht trägt die etwas lange Ueberschrift: „Der Bihl-Maddeisse und sei' Bua am Tag der Geburt Sr. Königl. Hoheit des Erbprinzen Friedrich von Baden, den 9. Juli 1877, das Bild eines Schwarzwälder Bauern, nach der Natur gezeichnet und seinen Freunden im Unter- und Oberlande gewidmet von G. G. Eyth.“ Das Gedicht ist im breitesten Bauerndialekt des oberen Kinzigtales verfaßt. Eyth, ein Scheinname, geht auf eine Umstellung des Namens Eyth zurück. Er selbst durfte das ethnische Gedicht auf Anregung des damaligen Orts Pfarrers Ränckel der zuletzt Stadtpfarrer in Karlsruhe war, dem Großherzogspaar bei seinem Besuche in Schiltach, i. J. 1858, in Kinzigtäler Bauerntracht vortragen.

Der „Bühl-Maddelste ist der Hofbauer Matthäus v. d. Ma-
thias“ Auf'm Bühl bei Rehengericht. Das Gedicht, das erstmals
i. J. 1858 bei F. S. Geiger in Vahr im Drucke erschien, verrät
eine ganz ursprüngliche und volkstümliche Art. Der Bua Hans-
jörge ist überrascht von allem dem, was er in Schilte sieht und
neugierig fragt er seinen Vater, was denn eigentlich los sei.

Zur Kennzeichnung der Dichtart sollen wenigstens einige
Beilen folgen:

Sorah Badder! was lüetet se hüt au so lang
Und schiahet mit Böhler? 's wurd angst vam und bang!
Mit Kränz isch 'as Pfarrhaus schiar ganz überdeckt,
Und z'oberst uff d'Kirch hent se Fahna nuffgestekt,
's muach allem noch äbbis ganz bsunders hüt sei',
Dees hau-n i nia gseana, so alt, daß i bek'.
Grengrumm ums ganz Rothaus steand Mate e' Maia,
Und wo mer na luagt, sieht mer Fahnela waiha.

Der Vater belehrt den Bua etwas unwirsch:

Wie ma'scht au so froga, dau oafällig Kerd!
Bist net besser hadisch, als mau a-so gseimt?
I hau ders doch gseit, woach soa Mensch so wie oft,
Uff was eiser Land schau', neu' Monat lang hofft,
Und au en der Kirch hot mers deutlich verkent;
Doch net gmerkt, wem'd' Weiber d'Köpf zsammegefect hent?
Und wo mars dean Morga in aller Früha schau'
Ausgesselt hot, was gschaha ist, muacht gschlofa noch hau'.

Schon zu Beginn seines Schiltacher Auserhaltens erschauet
Enth in der Flöherei eine eigene Welt, und der markige, wetter-
seste Flößer erscheint ihm als bevorzugte Gestalt. Und mit Recht;
denn die Flöherei auf der Kinzig hat ihre Jahrhunderte um-
fassende Geschichte. Der harte Flößerberuf war für die Bewoh-
ner des Kinziggebietes so notwendig als wie die leichteren Berufe,
a. B. der Bäcker und Metzger; ja, die Flöherei hatte ehemals,
bevor die Eisenbahnen waren, eine hervorragende wirtschaftliche
Bedeutung. Dies zu ergründen, ging Gustav Enth mit Fleiß
und Ausdauer nach. Es bestand eine Kurstordnung der Schil-
tacher Schiffer- und Flößergilde, die erste vom 14. Juli 1766. Im
Jahre 1767 erschien der „Kinziger Floß-Haupt- und Nachrech-
und Vergleichshandlungen“ geschrieben vor, was die Schiffer, Wald-
bauern und Flößerknechte zu beobachten hatten.

Der Floß hatte zwei Gespanne und zählte meist je 6 Mann,
dazu ein Sperrknecht als Erbsmann. Der Flößertrag wurde in
der Regel zu Willstät in Silbergeld erhoben und von einem
Stangenflößer im Zwerchschiff bar heimgeschleppt, beiläufig 5000
Gulden = 8550 Mark. Die Floßgasse bildete die Kinzig bis zum
Einfluß in den Rhein mit den Orten Alpirsbach, Schiltach*),
Wolbach, Haslach, Steinach, Gengenbach, Willstät und Rehl.

Dem erfolgreichen Forscher Enth kam nun der Gedanke, den
altherebrachten Flößereibetrieb auf der Kinzig und Schiltach in
schwäbischer Mundart volkstümlich zu besingen. Der „Flatzergsang“,
wie er ihn nennt, und den er 1880/81 für seine Freunde und Mitbür-
ger schuf, hat die stätliche Zahl von 147 Verszeilen. Es ist die Arbeit
eines Mannes, der mit scharfer Sehorgabe nur aus der Wirklich-
keit schöpft, ein Wert, das kulturhistorischen Wert für die nach-
folgenden Geschlechter hat. Meines Wissens erschien das Gedicht
als Ganzes noch nicht im Druck**). Immerhin hat der Sang
Enths Schriftstellern und Künstlern manche Anregung gegeben zu

*) Schiltach kam erst 1810 zum Lande Baden. — Im Sommer 1925
war in Schiltach eine Gewerbeausstellung. Dabei lebte die alte Kunst
der Flößer wieder auf, wenn auch nur auf einige Stunden; denn ein
richtig gehendes Floß auf der Schiltach der Kinzig aufsteigernd, benannt mit
noch vorhandenen alten Flößern, zeigte dem zahlreich herbeigeeilten Volke
das historische Schauspiel des Holzfloßens.

***) Der Volkschriftsteller S. Hansjakob hat in seinem „Abendläuten“
einige Verse von dem Flößerknecht Enths veröffentlicht.

Magda Fuhrmann / Inselmenschen. Skizze.

Ich denke, wir begeben uns heimwärts, sagte Graf Arift
Wangen, indem er einige Tannennadeln von seinem Anzug streifte,
denn man hatte im Moos gelagert. Baron Axel Thiesenkampf
sprang sofort auf. Viola von Wittwis die Gaud reichend, an der
sie elastisch emporschnellte. Schwermütlicher erhob sich der vierte
dieser kleinen Gesellschaft, Violas Bruder Konstantin, in dessen
verdecktem, fast tragischem Gesicht die gewisse Müdigkeit auf letzte
Versfallsymptome deutete.

„Nämlich Ostling nah“, fuhr Arift Wangen fort, „und ein
Wald ohne Pan, aber mit einem Fortaufseher ist natürlicher
Zynismus.“

„Auf dem Hinweg schon störte der Schäfer in den Weiden“,
legte Viola, „wenn es noch ein Hirte gewesen wäre! Was für
ein einprägsamer Unterschied in den Begriffen von Schäfer und
Hirt. Schäfer, — das ist wie unser alter Gutske, Strickkrumpf,
Blusenmann, rauher Kläffer wie sein Hund. Hirte, — das ist
schwarzes Haar, violette Bleichheit, tiefes Tal, schwermütige
Stöte, Ballade.“

Beim Weitergehen nahm Arift Wangen den Hut vom Kopfe.
Südreisen hatten seiner Haut eine, hier im hohen Norden unge-

wohlgelungenen Abhandlungen und prächtigen Bildern. Einige
Proben mögen uns einigermaßen eine Anschauung aus dem
humorvollen Flößerknecht geben:

I gib ich jez en Flatzergsang
un hoff, er isch ich nit gar zlang.
Dees Schilte, wo hüt so jedem gfallt,
isch schler so alt wie d' Adams-Welt.

Dees Schilte, Wolfe'. Alwersbach
sind d' Urur-Min uf em Bach;
ste krazet an ihr Wäpplebild
in jede Stamme nei' as Schilb.

Mir bleiwet druck als gundi Lent:
ob's jez grad regnet oder schneit,
der Bach ist ei'fer Stüh und Eis
bei Kälte wie bei Hüt und Blis.

Do, freitli so, es isch lei Gspas,
wenn einer bis uf d'Sant nei' naß
beim Wetter in dem Bach drinn stohet
un mancher A'sall ihn bidroht.

Wenn's Weiberwasser aschwilt un macht,
Daß 's Flouz ganz grausig zsemmebracht;
wenn d'Sturmflut funnt un Schlimms a'richt
un d'Währe gradwegs zsemmebracht.

Nit wöhr, an 's Laufe macht us warm?
d'Stang uf'm Buckel, d'Art am Arm,
d'Wied uf der Achsl, zwei, drei Bund
un d'Stiefel so mit zwanzig — dreißig Pfund.

Ein Gedicht „Schwarzwälder Eisenbahnlid“ fand Aufnahme
im schwäbischen Vortrags- und Singbuch „Allweil vergnügt“, 1899,
Ausg. Holder, S. 95.

Von einem jugendfrischen Sinn Enths zeugt das gemütvoll-
volkstümliche Gedicht „I brauch fei Strook“, das von F. Höflin
für vierstimmigen Männerchor vertont und ebenfalls im Vor-
trags- und Singbuch „Allweil vergnügt“ enthalten ist. Es gehört
zu den besten neueren Volksliedern. Wir können uns nicht ver-
sagen, einige Textproben zu bringen.

Bauet a Strook;
Bauet a Strook;
Bauet a Stiebach,
Daß ma schnell reise fa —
Schreit de ganz Welt.

Ueber en Steg
Führt mi mei Weg
Allweil grad fort am Bach
Bis dörte, wo's allgemach
's Bergale nufgohi.

I brauch fei Strook;
Ist d'Welt au groch,
I verirr wüß net drem,
Habs amol net im Senn:
Weiß scho wo-naus.

Ist au der Weg net breit
Un ist der Weg au weit
Un sind d'Berq himmelhoch:
Zu mein Schach komm i scho —
I brauch fei Strook.

Von der Auffassung Enths über die volkswirtschaftliche und
kulturelle Bedeutung der Eisenbahn spricht sein schriftsprachliches
Gedicht „Vorwärts mit Gott!“ 1878, Selbstverlag. Einige Dicht-
ungen sind ungedruckt geblieben, wie „Drei neue Leder vom
Alten Bihlmaddis“, örtliche Volksniedererlein, „Ein Spatenstich-
lid“, 1864, anlässlich des Baues der neuen Straße an der
Schentenzeller Schloßsteige. Unvollendet blieb das Gedicht „Der
Bogtsbauer“. Sonst sollen noch eine Reihe Gelegenheitslieder für
den geselligen Kreis in Schiltach aufbewahrt sein.

Wir haben in Gustav Enth einen talentvollen Volksdichter
kennengelernt, der in Ehren zu den Vertretern der schwäbischen
Dialektdichtung gezählt werden darf. Er war ein Mann mit
scharfer Beobachtungsgabe, durchaus eigener Erfindung und
Schöpfung, ein geachteter Volksmann und ein warmer Freund
des guten Alten, aber auch des ehrlichen kulturellen Fortschritts.

I.

wohnt, dunkle Färbung verliehen. Die scharfen Züge wirkten wie
Geist in Bronze gegossen. Er mochte schon Mitte Fünfzig zählen.
Während er Viola mit dem jungen Gutsnachbarn voranschreiten
ließ, hängte er sich bei seinem Knecht Konstantin ein.

„Nun, mein Jung“, fragte er mit iener höflichen Rücksicht, die
man bei sparfamen, wenig lebenden Naturen findet, „auch heute
warst du im Reich anderer Dimensionen. Zwar unterstielst du
dich artig mit dem Thiesenkampf, doch gaben, wie meist, deine
Worte nichts her von deiner Seele.“

Konstantin blickte in einer Art stiller Besessenheit vor sich hin.
Seinem zarten Gesicht erschienen Axel Thiesenkampf, der sich nun
täglich im Familienkreise einfindet, trivial, ichbegabt, froh und roh,
Rumpfmensch, homo speciosus. Die Irritabilität seines Herzens
zeigte ihm Axels Dasein als etwas Lautes und Dreistes, das er
nicht begriff. Seine Seele verlangte nur nach der seraphischen
Welt des Immateriellen, die er in seinen Büchern und Manuskripten
fand. Seit Arift Wangen Viola und ihn nach dem Tode der
Eltern in sein reiches Garçonheim zu sich genommen, konnte er
sich ganz der Musik widmen. Außerdem arbeitete er an der
Durchbildung seiner Individualität, das war ästhetische Arbeit.

Alles übrige lag ihm nicht. Das Leben als solches wurde ihm zur Fiktion, und nur seine träumende Visionen bedeuteten ihm das eigentliche Leben. Trunkener Gotiker war er von erregter Sehnsucht nach dem Ueberhöhten, von brennender Empfänglichkeit für alles Bergeisterte. Obwohl er Ekstase und Pathos liebte, selbst die Freude wurde ihm zu einem fast schmerzlichen Gemüts Erlebnis, zeigte er sich nach außen schlaff, entblutet, traurig. Aber seine Schwermut tat keinem weh, weder den anderen, noch ihm selbst. Wenn er durch die Dörfer des Gutes Wangen ging, blide er in der Melancholie seiner Sinne mitteilidig der Landjugend nach; mit allem Lebenden fühlte er ein franziskanerhaftes Erbarmen. Seinerseits besah er für die Bauern bloß Wertwürdigkeitswert. Er sprach wenig, sowohl mit seinen Verwandten, als auch mit sich selbst. Daß die Schwester vom Gutsnachbarn umworben wurde, nahm er unwillig, doch wehrlos hin, er war eine Natur ohne Klauen. Die robusten Methoden dieses gesunden, jungen Mannes vermochte er sich ungefähr vorzutellen, aber sicher besann Viola sich heizellen und fiel nicht dem Senkergriff dieses Behementen anheim. Eigentlich hieß sie Violet, nach einer schottischen Großmutter, die war von so reizvollem Blut, indessen nannte er sie Viola, um der weichen Süße ihrer klangvollen Stimme willen. Beide hatten dieses Gefühlsbetonte, das sie aneinander band, ohne sich im Grunde nahe kommen zu können; das lag schon bedingt in ihrer schenen, distanzierenden Art. Neulich fanden sie zu ihrem Dufel.

„Wenn du fürs Plaudern nicht gestimmt bist, will ich dich gewiß nicht hören“, sagte Graf Wangen in derselben gütelosen Freundlichkeit, und schweigend lehrten sie ins Gutshaus zurück, wo sie Viola mit dem Gast bereits vorfanden. Axel Thiesentampf schien sich jedenfalls besser unterhalten zu haben, denn er ritt erst nach vielen Stunden heim, von Violas Blicken begleitet.

Ein heller Sommerabend, der Kuckuck rief noch, in den Wiesen geigten die Grillen, blutklüffige Streifen am Horizont deuteten das Abendrot an. Oder vielleicht schon das Morgenrot. Während der kurzen, nordischen Sommernächte strömten beide liebend ineinander.

Im Geist ließ Axel den ganzen Tag an sich vorüberziehen. So zufrieden, wie es den Anschein gehabt, war er nicht gewesen. Besonders als der Abend sich im Hause abspielte. Draußen zeigte Viola sich leichter und freier, doch drinnen verwandelte die glückhafte Naturblume sich leider stets in eine kühle Stilleblume und die Augen schimmerten hinter Frostschleiern wie albernordische Mitternachtslichter, totes Feuer. Das ganze Milieu repräsentierte ja zweifellos das, was man unter Höchstkultur verstand, aber — Axel gab seinem Drow-Hengst hier die Sporen — aber zum Teufel, er hätte das entbehren können. Einsamen Aristokratenstil nannte Graf Wangen seine Lebensführung. Geistlicher Dandyl wäre richtiger gesagt. Trotz aller Verlegenheit erschien Konstantin ihm unächlicher wie dieser emmierte Salonäthel der Wangen, der bei seiner gepflegten Grafengeste bisweilen ein Lächeln hatte, wie ein Witzwort von Heinrich Heine, verschlagener Novizier, daß! Als sie heute abend vor dem Kamin geessen, in matter, geschliffener Eleganz auf ihre seufftlichen Hände starrend, machten sie ihm den Eindruck von Gestalten aus exquisiten, alten Novellen, die man in Hofkreisen mit Vergnügen las. Und dies Kaminfeuer — die Abende waren Anfang Mai zwar noch kalt hier oben — immerhin was für ein lächerliches, ästhetisches Capriciel Mit der Umgebung hatte sich die Unterhaltung gedehnt. Axels wifes Falkenauge bligte. Dumm war er auch nicht, weiß Gott, aber ohne alle geistige Taschenspielererei. Viola versinnbildlichte ihm die Sphinxfrage in der Frau, ihr verwirrendes Wesen erregte ihn stets aufs neue, er wußte noch nicht, ob sie ihn lieb habe oder ablehne. Es gab da eine feine, allerfeinste Koketterie, die ein Mann gar nicht merkte und die trotzdem vorhanden war, bis zur Selbstverständlichkeit. Schön ist Viola, doch ungreifbar wie ein Traum. Das Glück dieses Mädchens zu werden, mußte reizvoll sein, dafür zu leben und zu kämpfen lohnte sich. Sie wurde einmal seine Frau, das stand bei ihm fest. Nur ihre Verwandten — Schon allein vor dem Schlagwortbluff „Mutizismus“ hätte er davonlaufen mögen. Die profansten Begriffe erhielten jetzt mystische Endungen, nächstens würde Konstantin von einem Mithausensymbol und einem Dreschmaschinenmuthos reden. Gottsucher soll er sein und ist doch bloß gottsuchtig er, querselbener Schwachkopf mit seinem katholisierenden mystischen Christentum im Stil des Franzosen Paul Claudel. Da mündete das ferzengerade, gesundgottlose Donnerwetter des Kirchspielpastors schon besser. Und das selbe eitle Gedenklid, das der Dufel vor seinen Kunstausstellungen genoh, kennzeichnete auch den gottersfüllten Neffen. Warmherziger Vater, er erinnerte sich an das letzte Christfest, wo er, kürzlich von Auslandsreisen heimgekehrt, mit der Familie noch nicht verkehrte. Konstantin hatte vor dem Gesinde sämtlicher Güter ein modern flizzierendes, ästhetisierendes Weihnachtsmysterium aufführen lassen. Axel war nicht zugegen gewesen, doch sprachen seine Bauern lange mit Unmut davon, die zogen einen handfesten Knecht Ruprecht mit gültigen, alten Liebegottungen lebensfalls bei weitem vor. Ja auch, dachte er grimmig. Er war weder Himmels-, noch Geisteskind, nur ein blutwarmes Erdenskind ohne alle Verwirrung und Vergeistigung, das sich nicht in fiktive Welten flüchtete, sondern freundlich den Menschen angehefte. Pöbellich jubelte er auf, es hien unbelümmert wie blauer Sommerluft und trug das Wurzelrechte seines expansivkräftigen Lebenswillens in sich. Viola, sühes

Müßgeicht, ich hole dich mir trotz allem! Vielleicht morgen schon! Mit diesem Aufsprang er vom Pferde mitten in sein Haus hinein.

Die Geschwister hatten sich gleich nach Axel von Aris Wangen verabschiedet und in ihren Flügel zurückgezogen. Seiner Gewohnheit gemäß wanderte Graf Aris vor dem Schlafengehen durch alle Räume. Um das Gut Wangen kümmerte er sich wenig, außerästhetische Fragen berührten ihn nicht, desto mehr interessierte ihn sein Haus, das als ein Beispiel eminenten Stilkunst erschien, kein Gutshaus, sondern Villa, palazzino, in dem es nichts Geschmäcklerisches gab, nur gediegenste, diskreteste Kultur. Der bekannte Ausspruch, daß Kunst Takt sein müsse, war auch Graf Wangens ästhetische Forderung. Er besah die unerhört feinen Sinne, die zarte Karesse für kleine Köstlichkeiten, für Nadeln, Büchsen, Vajen, Porzellane und Götzenbilder, für begnadete Formen und Farben. Bibelotier und Raritätenjammler konnte er in behutsamem Gehen ganze Tage vor seiner asiatischen Kleinplastik zubringen, die er in berückender Noblesse handhabte. Er stand, in Goetheschem Sinn, jedem Kunstwerk nicht nur als Kenner gegenüber, sondern als „aufmerksamer Liebhaber“. Eigentlich empfand er jetzt Bilder als lebendiger wie Menschen, die Darstellung des Schönen namentlich ergriff ihn härter als das Schöne selbst. Auf seine Umgebung wirkte er wie Literatur, wie ein pointiertes, fein profiliertes Kunststücken. Nie sah man eine feilisch schlechte Gebärde an ihm, dennoch spürten alle die Stühle, die im Hochmut dieser rein geistigen Existenz lag.

Auf verführerischen Pfaden schritt er nun seinem Studio zu, wo er am Schreibtisch Platz nahm. Wahrhaftig, draußen wurde es schon hell, für heute wollte er nicht mehr schlafen gehn. Vor einer dämmerigen Ecke des Tisches hob sich ein Totenkopf des Ostens heimweh ab, erfahren, ermüdet wie er selbst. Zerstreut begann er in Durkhardts „Kultur der Renaissance“ zu blättern. Dann tat er das Buch beiseite. Wenn er in seinem wohlwärmten Studio saß, dachte dieser Edelweichling gerne an Vertriebene, Zerbrochene, Inultierte. Das erhöhte den Reiz seiner erlesenen Einrichtung. Er begriff, daß darin ästhetisierende Unmoral lag. Oder war er, allenthalben von Formensüchtern umhaucht, vielleicht so einsam, daß es ihn irgendwie verlangte, an noch Einsamere zu denken? Denn er, geistiger Köster, Atiker, gehörte eben so wie seine jungen Verwandten zu jenen in sich Verhaltenden, die stets allein gehen und die er Inselmenschen nannte. Bei den Gutsnachbarn fand er keine Abtaumöglichkeiten für seinen Geist, sie verneinten seine künstlerischen Stillebestrebungen in dem Maß, wie er ihre Agrarfragen, auch politisierte er nicht, ganz staunungslos. Mit den banalen Bravuren dieser Krautjunker konnte er sich unmöglich anbeuern und sie hielten ihn in seiner polierten Gesellschaftlichkeit für einen Fronker, bei dem bloß der Kopf noch lebte, während die Seele schon längst tot war, an anderer Stelle ausgegeben. Sie irrten. Aris Wangen mochte sich nie auskrömen, ein ästhetisches Unstabsgefühl hinderte ihn daran, er fürchtete sich vor dem Ausgeschöpftsein, dem leeren, ausgeliebten Ende. Nie noch fand er die Frau, die er hätte lieben können mit seiner Art zu lieben, abgefeimt und feuch, tief und verböcherlich. Halbes Glück erschien ihm verächtlich. Es war bei ihm nicht die bürgerliche Angst vor dem „Herrenfallen“, aber er vermochte nun einmal nur die Frau mit der höheren Form zu lieben, er suchte ihren geistigen Reiz, das feilisch Bewegete neben dem befreundlich Verführerischen und Passionierten. Im ganzen zeigte er sich aller Welt gegenüber gleichmäßig freundlich, doch wußte man nicht, ob darin Menschenliebe lag oder Menschenverachtung. Nur sehr selten trat er bei einer geistreichen Weinmarke an der Herrentafel aus sich heraus, um glutfarbene, irgendwo im Auslande erlebte Bilder aus dem Gedächtnis nachzumalen, kurze, hüzige Avenüren, die er preisgeben durfte. Er formte Gestalten von Beardstey's verworfener Phantasie, im Nachtcafé besprach er Bedenkliche Teufelsprobleme. Aber wenn die Herren Beifall klafften, verwandelte sein launisch-melancholischer Galgenvogelblick sich sofort wieder in das beherrschte Auge absolutester Distanz und er verunmühte sich mit einem frostigen, dabei nicht verwundenden Lächeln — o, Sie verstehen meine Herren, daß ich für dieses frühere Erleben kein Interesse mehr habe, es waren sicherlich keine Armeleutereinnerungen, dennoch seid diese, trotz reicher Abendgala uneleganten Bebe-weiber, die nichts von der Psychologie einer seidenen Linie begriffen, für mich längst gegenstandslos, erledigt, dritte Gesellschaft. — Und er brachte die Unterhaltung auf die spirituelle Tiefe irgend einer lateinischen Stadt oder auf Jean Paul's Kosmosophien. Er sprach mit der Fremdheit des innerlich Isolierten, dem daran lag, alles vorher Gesagte zu entdunkeln und entpersönlichen. Bald hörte keiner ihm zu.

Aris Wangen fuhr sich über die Stirn. Seine Gedanken gingen nun zu den jungen Pflegebefohlenen, die er nach seiner Schweizer Tod zu sich nahm, was bei ihm mehr Ehrensache als Herzensache gewesen. Konstantins Ueberföhäre hörte ihn nicht, für ihn verschmolz die eigene Liebheit leidendlich auch mit Metaphysik, es mochte eine Metaphysik her Sinne sein. Bei Viola goutierte er den taftvollen, doch trübsen, geistigen Parfüm, die verließ zurückhaltende Art, die Ueberzeugungen. Beide Geschwister behandelte er wie die kostbaren Stücke seiner Sammlungen, die bereits irgendwo einen geheimen Miß hatten. Viola, das sein gestochene Bild, die Sägne, Donfourbie, würde von einem Mann nicht leicht erraten sein.

(Schluß folgt.)